

Konrad Paul Liessmann

Das schlechte Gewissen

Über Muße und Bildung

♦ Wenn aus der Arbeit eine Tugend und gleichzeitig aus dem Müßiggang der Anfang aller Laster wird, wenn selbst das Bildungswesen, in dem die Muße nicht nur sprachgeschichtlich beheimatet sein sollte, von Rastlosigkeit gekennzeichnet ist, wird es höchste Zeit für klare Worte. Mit Esprit und ungebrochenem Kampfgeist kritisiert Konrad Paul Liessmann den Mangel im Bildungsbereich an dem, was in der Antike „Muße“ genannt wurde. Ihre Verachtung in der Gegenwart „sabotiert nicht nur die Bildungsmöglichkeiten junger Menschen, sondern beeinträchtigt auch die Chancen einer Gesellschaft, sich in wichtigen Fragen neu zu orientieren, angesichts vieler ungelöster Probleme einmal innezuhalten, um zur Besinnung zu kommen und dann vielleicht wirklich einen Aufbruch zu wagen“. (Redaktion)

1 Das gehetzte Tier

Es ist einigermaßen paradox: Obwohl der moderne Mensch aufgrund seiner hohen, durch unzählige raffinierte und zunehmend intelligente Technologien gestützten Produktivität mehr Zeit frei von den Zwängen unmittelbarer Erwerbstätigkeit verbringen könnte, macht er mehr denn je zuvor den Eindruck eines gehetzten Tieres, das ständig in Bewegung sein muss, nie innehalten darf, keinen Stillstand dulden kann, hilflos dem Beschleunigungstaumel einer Entwicklung ausgesetzt ist, die er weder kontrolliert noch wirklich versteht. Das ständig präsente Gefühl, von Märkten, Innovationen, dem Wettbewerb und der Konkurrenz getrieben zu sein, die omniprésente Angst, sofort zurückzubleiben und alles zu verlieren, gönnte man sich nur eine Pause, die fatalistische Vorstellung, dass man nicht der Gestalter der Zukunft wäre, sondern nur auf deren „Herausforderungen“ reagieren könne, die Zustimmung zu einer

Welt, in der angeblich die Sachzwänge und die stets drohende Konkurrenz kaum noch Besinnung und Alternativen zuließen – all dies sabotiert jeden Gedanken an Phasen der Ruhe und der Besinnung.

Wohl kennt auch der moderne Mensch die eine oder andere Unterbrechung dieser Dynamik, die Freizeit und den Urlaub, aber auch diese Zeit muss analog der Arbeitszeit effizient genutzt, verplant, mit möglichst viel Events gefüllt und am besten mit Aktivitäten kombiniert werden, die seine Arbeitskraft stärken und seine individuelle Wettbewerbsfähigkeit erhöhen. Wer in einem Sommer weder seine Fitness, noch seine interkulturelle Kompetenz oder seine Fremdsprachenkenntnisse verbessern, sondern einfach nur einmal nichts tun wollte, machte sich höchst verdächtig. Er versündigte sich gleichsam an dem Imperativ unserer Tage, jederzeit all seine Ressourcen auszuschöpfen und seine Fähigkeiten zu optimieren. Uns mangelt so vielleicht weniger an Zeiten, über die wir

souverän verfügen könnten, uns mangelt an der Fähigkeit, diese Zeiten anders zu strukturieren als nach jenen Parametern, die auch unser Berufsleben und die Wettbewerbsgesellschaft insgesamt steuern. Es mangelt uns an dem, was die Alten „Muße“ genannt hatten.

2 Schlechtes Gewissen

Das altgriechische Wort für „Muße“ war „scholé“, von dem sich auch unsere „Schule“ ableitet. Es bezeichnete ursprünglich die Stätte, an der man sich aufhielt, wenn man nicht arbeiten musste. Die Antike sah in dieser Muße die entscheidende und erstrebenswerte Weise des Daseins überhaupt, die Arbeit hingegen als das, was eigentlich vermieden werden sollte. Arbeit war dann auch definiert als Negation der Muße: „ascholia“. Diese Muße war allerdings alles andere als ein Nichtstun. Sie war keine leere Zeit, die mit Unterhaltungen und Zerstreuungen aller Art gefüllt werden musste, sondern die Zeit, über die man frei verfügte und die man konzentriert den Dingen des Lebens widmen konnte, die ihren Wert in sich trugen und nicht Mittel für einen Zweck waren: Schönheit, Erkennen, Freundschaft, Erotik. Erst die Moderne machte aus der Arbeit eine Tugend und aus dem Müßiggang den Anfang aller Laster. Friedrich Nietzsche hatte dies als einer der ersten erkannt und präzise beschrieben. Im 329. Aphorismus der *Fröhlichen Wissenschaft* notierte er unter dem Stichwort *Muße und Müßiggang*: „Man schämt sich jetzt schon der Ruhe; das lange Nachsinnen macht beinahe Gewissensbisse. Man denkt mit der Uhr in der Hand, wie man zu Mittag isst, das Auge auf das

Börsenblatt gerichtet, – man lebt wie Eigner, der fortwährend Etwas ‚versäumen könnte‘. [...] Das Leben auf der Jagd nach Gewinn zwingt fortwährend dazu, seinen Geist bis zur Erschöpfung auszugeben, im beständigen Sich-Verstellen oder Ueberlisten oder Zuvorkommen: die eigentliche Tugend ist jetzt, Etwas in weniger Zeit zu thun, als ein Anderer. Und so giebt es nur selten Stunden der erlaubten Redlichkeit: in diesen aber ist man müde und möchte sich nicht nur ‚gehen lassen‘, sondern lang und breit und plump sich hinstrecken. [...] Die Arbeit bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite: der Hang zur Freude nennt sich bereits ‚Bedürfnis der Erholung‘ und fängt an, sich vor sich selber zu schämen. ‚Man ist es seiner Gesundheit schuldig‘ – so redet man, wenn man auf einer Landpartie ertappt wird. Ja, es könnte bald so weit kommen, dass man einem Hange zur *vita contemplativa* (das heisst zum Spazierengehen mit Gedanken und Freunden) nicht ohne Selbstverachtung und schlechtes Gewissen nachgäbe. – Nun! Ehedem war es umgekehrt: die Arbeit hatte das schlechte Gewissen auf sich.“¹

Die Zeiten, in denen man ein schlechtes Gewissen hatte, weil man arbeitete und die Muße vernachlässigte, sind wahrlich vorbei. Im Gegenteil: Wir fürchten uns vor der Muße, bekommen ein schlechtes Gewissen, wenn wir nicht ständig dynamisch, in Bewegung und produktiv sind. Ein voller Terminkalender ist ein Statussymbol und das Burnout eine ehrenhafte Krankheit: Nur wer sich verausgabt, kann ausbrennen. Und wenn wir uns einmal zurücklehnen und durchatmen wollen, nennen wir dies nicht mehr Muße, sondern Regenerationsarbeit. Noch in der Untätigkeit müssen wir tätig sein, auch der Schlaf will mittlerweile

¹ Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*. KSA 2, München 1999, 556 f.

effizient organisiert sein, überwacht von einer Uhr, die Herzfrequenz, Schlafphasen und Schlafintensität misst und uns signalisiert, wo auch hier noch Einsparungs- und Optimierungspotenziale im wahrsten Sinn des Wortes schlummern.

3 Keine Zeit für Bildung

Diese Rastlosigkeit kennzeichnet auch unser Bildungswesen, in dem doch die Muße nicht nur etymologisch beheimatet sein sollte. Die Klage, dass der Output unserer Bildungsinstitutionen nicht den dafür aufgewendeten Mitteln entspreche, die Forderung, doch alle Talente und Begabungen der Kinder und Jugendlichen besser zu nützen, die Hektik, die alle einander anbietenden Reformvorhaben kennzeichnet, die methodische und didaktische Innovationssucht in einem Feld, das vielleicht am besten bestellt ist, wenn es von Innovationen verschont wird, die in rascher Folge einander ablösenden wechselnden Tests für alle möglichen Kompetenzen und die daran schließenden medialen Erregungskurven, die Programme zur Studienzeitverkürzung und der Aufschrei, wenn einmal jemand mehr Zeit an einer Universität verbringt als die knapp kalkulierenden Bildungsökonomien vorgesehen haben – all das demonstriert, wie sehr wir Bildung und Lernen nur noch als Ausbildungs- und Qualifizierungsprogramm mit knappem Zeitmanagement verstehen und jede Form einer frei flottierenden Neugier, jede Lust am Erkennen, jede Freude am Schönen als unnütz, als Verschwendung von Zeit und Geld denunzieren. Tatsächlich fehlt dem Bildungssystem, wie der modernen Gesellschaft überhaupt, die Gelassenheit, die aus

einer richtig verstandenen Muße erwachsen könnte. Dazu gehörte allerdings die ebenfalls schon von Nietzsche gemachte Einsicht, dass zu einer Bildung, die diesen Namen verdient, Zeit nötig ist – nicht unendlich viel Zeit, aber eine Zeit, die selbst nicht dem Knappheitsgebot unterliegt und gemeinsam mit der Ökonomie das Regime über Bildungsprozesse führt: „Jede Bildung ist hier verhaßt, die einsam macht, die über Geld und Erwerb hinaus Ziele steckt, die viel Zeit verbraucht“, schrieb Nietzsche über den Beginn dieser Entwicklung, und er setzte fort: „Dem Menschen wird nur so viel Kultur gestattet als im Interesse des Erwerbs ist, aber so viel wird auch von ihm gefordert.“² Besser kann man die aktuelle Vorstellung von Bildung nicht beschreiben. Sofern sie für die Arbeitswelt tauglich macht, ist sie unerlässlich, wird eingefordert, zur Pflicht erklärt und gesetzlich exekutiert. Hier darf niemand zurückgelassen werden, hier müssen alle die Mindeststandards erreichen. Geschieht dies nicht, herrscht Reformbedarf. Was darüber aber hinausgehen kann, wird beschnitten, lächerlich gemacht, verachtet, ignoriert. Bildung als eine Sache der Einsamen kommt in keinem Bildungskonzept der Gegenwart vor.

Bildung, für die Muße eine Voraussetzung wäre, verstieße so gegen ein zentrales Paradigma aktuellen Bildungsdenkens: die Gemeinschaft, die Gruppe, das Team, das Netz. Dass Bildung einsam machen kann, dass Muße eine Erfahrung ist, die auch eine Form der Zurückgezogenheit bedeuten kann, einen Schnitt zwischen sich und der Welt, widerspricht jenen Prinzipien, die in der Konnektivität das Apriori unserer Existenz und damit auch der Bildung sehen wollen. Der Kampf um

² Friedrich Nietzsche, Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten, KSA 1, München 1999, 667.

das Buch und die Lesefähigkeit als zentrale Kulturtechnik mag dafür paradigmatisch sein. Die Missachtung der Literatur in den Lehrplänen der Höheren Schulen gehorcht nicht nur dem neuen didaktischen Prinzip, dass Texte in erster Linie Informations-träger sind, die rasch auf relevante Inhalte hin überprüft werden müssen, sondern diese Missachtung gilt auch dem Leser als Typus, der, konzentriert auf sein Buch, der Welt abhanden gekommen ist. Im Gegensatz zum Internet-User, der zwar für seine unmittelbare Umgebung nicht ansprechbar ist, aber mit aller Welt über soziale Netzwerke kommuniziert, ist der Leser jeder Welt enthoben, außer jener, die sich aus Buchstaben nun allmählich in seinem Kopf, und nur dort, zusammensetzt. Die Muße zu pflegen und endlich einmal in Ruhe und ohne zeitlichen Druck einen anspruchsvolleren Roman lesen zu können, sind dann auch nahezu synonyme Tätigkeiten geworden, gleichzeitig beschreiben diese ein Minderheitenprogramm, das auf kein allgemeines Verständnis mehr hoffen kann. Und dort, wo es noch Lesedidaktik gibt, tut diese alles, um eine kontemplative Atmosphäre erst gar nicht aufkommen zu lassen: Arbeitsaufträge, Erschließungs- und Kontrollfragen demonstrieren jedem Schüler, dass es nicht darum geht, in eine fremde Welt einzutauchen, sondern darum, Kompetenzen zu schulen, an denen wiederum seine Leistungsfähigkeit gemessen und bewertet wird.

Nicht zuletzt im Bildungswesen zeigt sich, dass wir kein Vertrauen mehr in ein Konzept haben, dass sich die Bildung des Menschen dadurch erhoffte, dass er sich gleichsam an eine Sache verlieren konnte. Die gegenwärtige Bildungsideologie fragt immer nach dem Nutzen, für den Einzelnen, für die Wirtschaft, für die Gesellschaft. In bestimmten Bereichen ist dies

natürlich legitim, und man wird keinem Bildungssystem einen Vorwurf machen können, wenn es diesen Nutzen im Auge behält. Reduziert man Bildung aber auf das Nützliche, lässt man nur noch das gelten, das sich auch anwenden lässt, sieht man alles nur noch unter der Perspektive der Verwertbarkeit und einer wie auch immer definierten Ergebnisorientierung, geht jede Chance verloren, jungen Menschen in Schulen und Universitäten die Möglichkeit zu geben, sich einer Sache um ihrer selbst willen zu nähern, sich von einem Gegenstand faszinieren zu lassen, einer Frage neugierig auch dann zu folgen, wenn die Antwort ausbleibt oder keine Bedeutung für die Karriere hat. Nützlichkeit bedeutet immer: Sein für ein Anderes. Es verwehrt uns jedes Für-sich-Sein. Damit nimmt man jungen Menschen nicht nur die Chance, sich der Erfahrung des Schönen hingeben zu können, sondern auch die Möglichkeit, sich und andere in ihrem Eigenwert wahrnehmen zu können.

4 Schule der Beliebigkeit

Die Konzentration auf die Kompetenzen einerseits und das Postulat, dass alles Wissen unmittelbar anwendungsfähig und nützlich sein soll, zerstört jeden Gedanken an Phasen der Muße im Bildungsprozess. Es ist diese grundsätzliche Ausrichtung, die Schulen und andere Bildungseinrichtungen zu Orten werden lässt, an denen die Muße keine Rolle mehr spielen darf. Es geht nicht darum, freie Zeiten zu fordern, in denen entweder gar nichts oder irgendetwas Beliebiges getan wird, es geht auch nicht darum, Ferienordnungen zu verteidigen oder zu kritisieren, sondern es geht darum, dass dort, wo Lern- und Bildungsprozesse stattfinden, diese immer

schon durch die Orientierung an Zielvorgaben, die Frage nach der Umsetzbarkeit und die Nähe zur Praxis korrumpiert sind. Was so lebensnah und schüler- bzw. studentenfreundlich klingt, erweist sich bei genauerem Hinsehen als das eigentliche Problem. Muße bedeutete, sich in eine Sache versenken zu können, mit einer Frage, einem Thema, einem Problem, einem Gegenstand, einem Kunstwerk beschäftigen zu können, ohne sich Rechenschaft ablegen zu müssen, wozu das Ganze denn gut sein soll. Das zweckfreie Spiel der Einbildungskraft, wie das 18. Jahrhundert dies noch formulieren konnte, ist zwar in sich zweckvoll organisiert, gehorcht aber keinen äußeren Zwecken. Etwas mit Muße zu tun, bedeutet deshalb keine Beliebigkeit oder Nachlässigkeit. Gerade methodisch reflektierte und sehr konzentrierte Tätigkeiten erfordern Muße; das Schulen von formalen Kompetenzen und das Schielen auf schnelle Ergebnisse, vermeintliche Problemlösungen und rasche Präsentationen sabotiert aber genau jene Ansprüche.

Dass es vor allem die musischen Fächer sind, deren Durchdringung solche Muße benötigte, kommt nicht von ungefähr. Die Auseinandersetzung mit Fragen der Kunst, der Literatur und der Musik, die Vertiefung in alte Sprachen oder historische Dokumente und Zusammenhänge, auch ästhetische Praktiken aller Art entziehen sich prinzipiell der Orientierung an verwertbaren und problemlösungs- und kompetenzorientierten Zielvorgaben. Wer sich der Lektüre von Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* hingibt, die Rolle Gretchens aus Goethes *Faust* einstudiert oder eine Klaviersonate von Beethoven übt, macht seine Erfahrungen, erweitert seine Fähigkeiten und Kenntnisse, vertieft sein Wissen, verändert vielleicht sogar seine Persönlichkeit – aber er ist fern aller sozia-

len und ökonomischen Praxis. Dass etwa im Zuge der Reform der Lehrerbildung die Studenten schon von allem Anfang an in Praxiserfahrungen gehetzt werden, ihnen die Muße genommen wird, sich überhaupt erst mit einer Disziplin, einer Sache, einem wissenschaftlichen Konzept anzufreunden und zu beschäftigen, wird mit Sicherheit keine besseren, sondern wohl noch schlechtere Lehrer hervorbringen, die auch in ihrem Unterricht hektisch Lern- und Gruppenprozesse organisieren, aber weder für sich noch für ihre Schüler zu jener Muße finden werden, der sich die Institution, an der sie tätig sind, einmal verdankte.

Der Muße eine Chance

Solche Verachtung der Muße sabotiert nicht nur die Bildungsmöglichkeiten junger Menschen, sondern beeinträchtigt auch die Chancen einer Gesellschaft, sich in wichtigen Fragen neu zu orientieren, angesichts vieler ungelöster Probleme einmal innezuhalten, um zur Besinnung zu kommen und dann vielleicht wirklich einen Aufbruch zu wagen. Vielleicht sollte man den Phasen, in denen sich Einzelne oder Gemeinschaften über die Richtung ihrer Entwicklung klar werden wollen, vielleicht sollte man all den Diskussionen um Standortbestimmungen und Zielvorstellungen – etwa im Bereich der Biotechnologien – wieder verstärkt den Charakter von Unterbrechungen und Moratorien geben, die es dann auch erlaubten, eine gelungene Neuorientierung, eine Änderung der Ziele und Perspektiven auch als bewusste, wohl überlegte Entscheidung zu erfahren.

Im Selbstverständnis unserer Gesellschaft und ihrer Akteure ist für solche Zäsuren allerdings kein Raum mehr. Der

von allen akzeptierte Imperativ des bedingungslosen Immerweiter erlaubt kein Innehalten, schon gar keine Umkehr, um andere Pfade als die beschrittenen zu versuchen. Die Fortsetzung noch der unsinnigsten Reform wird ja – gerade auch im Bildungsbereich – gerne mit dem Hinweis begründet, dass man doch nicht zu alten Zuständen zurückkehren könne. Das ist ungefähr so plausibel wie die Empfehlung an einen Autofahrer, der sich in eine Sackgasse manövriert hat, doch unbedingt weiterzufahren, notfalls auch gegen eine Wand, denn er werde doch nicht umdrehen wollen und dorthin zurückkehren, wo er schon einmal gewesen war. Innehalten, um Fehlentwicklungen zu korrigieren, erforderte auch den Mut, Denk- und Atempausen einzulegen, Distanz zu gewinnen und notfalls zu einem Ausgangspunkt zurückkehren, um von dort eine andere Richtung einzuschlagen. Die Kraft zu einem wirklichen gesellschaftlichen Wandel erwächst aber vielleicht erst aus einer Phase der Ruhe und Besinnung, sie entspringt unmittelbar der Muse, die wir glauben verachten zu müssen.

Dabei könnte unsere Zeit der Muße und ihren Möglichkeiten durchaus hold sein. Die Eliten der Antike konnten die Muße und mit ihr die Musen feiern und die Arbeit verachten, weil man sich für diese die Sklaven hielt. Ein Gutteil der Arbeit in hochentwickelten Gesellschaften wird mittlerweile von Maschinen und Apparaten erledigt. Warum spüren wir eigentlich nichts von dieser Entlastung? Warum sind wir Gehetzte, obwohl mehr Menschen denn je ihrem Leben eine Gestalt geben könnten, in der die Muße eine gleichermaßen befreiende wie produktive Rolle spielen könnte? Warum organisieren wir sogar unsere Freizeit als einen Wettbewerb, der uns keine Zeit zum Atmen lässt? Könnte es

nicht auch reizvoll sein, einmal kurz innezuhalten und mit einem Modell zu experimentieren, das die Muße nicht verachtet, aber auch nicht nur als mentale Ressource zur Effizienzsteigerung missbraucht, sondern als eine erstrebenswerte Dimension, als eine wesentliche Seite unseres Daseins wieder anerkennt? Solch eine Neuorientierung, hin zur Muße, wäre unter aktuellen Bedingungen tatsächlich eine soziale Innovation. Im Bildungsbereich könnte man damit schon einmal beginnen.

Der Autor: Univ.-Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann, geboren 1953 in Villach, ist Professor für Philosophie an der Universität Wien und Autor zahlreicher Bücher zu Fragen der Ästhetik, der Kunst- und Kulturphilosophie und der Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts. Seit 1996 ist er Leiter des „Philosophicum Lech“ und Herausgeber der gleichnamigen Buchreihe im Zsolnay Verlag. Zuletzt erschienen u. a. *Theorie der Unbildung: Irrtümer der Wissensgesellschaft* (2006), *Die Freiheit des Denkens* (2007), *Zukunft kommt – Über säkularisierte Heilerwartungen und ihre Enttäuschungen* (2007), *Das Universum der Dinge – Zur Ästhetik des Alltäglichen* (2010) und *Geisterstunde – Die Praxis der Unbildung* (2014). Außerdem äußert sich Liessmann immer wieder in Essays zu Themen wie Bildung, Bürgertum und Zeitgeist in den Feuilletons der Tageszeitungen „Der Standard“ und „Die Presse“ sowie der Zeitschrift „profil“. Der Autor wurde für sein Schaffen mit zahlreichen Preisen bedacht, u. a. mit dem Österreichischen Staatspreis für Kulturpublizistik (1996) und dem Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln (2003). 2006 wurde er vom Club der österreichischen Bildungs- und Wissenschaftsjournale mit dem Titel „Wissenschaftler des Jahres“ ausgezeichnet.